Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 507. **Mittwoch** den 4. October 1893. **87. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 4. October.

Wie bereits im heutigen Morgenblatte mitgetheilt worden, hat die „Nordd. Allgem. Ztg." die Grundlagen des von der **Tabaksteuer-Commission** vorgeschlagenen **Gesetzentwurfes** mitgetheilt. Es ist damit der berechtigte Wunsch der Tabakinteressenten, daß diese Grundlagen vor Beginn der Berathungen des Bundesraths über die Reform der Tabaksteuerung veröffentlicht werden möchten, erfüllt; Sache dieser Interessenten wird es nunmehr sein, schleunigst mit Ausstellungen und Abänderungsanträgen an den Bundesrath heranzutreten. Hoffentlich läßt nun auch die Veröffentlichung der Grundzüge des von der Weinsteuer-Commission vorgeschlagenen Entwurfes nicht lange mehr auf sich warten, damit auch die von diesem Entwurfe betroffenen Interessenten aus der Ungewißheit gerissen werden und mit bestimmten Vorstellungen und Anträgen hervortreten können. Einstweilen begegnen die officiösen „Berl. Polit. Nachr." der in süddeutschen Blättern erhobenen Behauptung, daß, wenn Weine im Preise von 50 Mark das Hektoliter besteuert würden, auch der Volkstrunk der weinbauenden Landstriche zur Besteuerung herangezogen werden würde, durch folgende Ausführung:

„In Norddeutschland allerdings, wo der Wein als Luxusgetränk gilt und für den Massenconsum nicht in Betracht kommt, würde wohl aller zum Verbrauch gelangende Wein innerhalb der eingangs erwähnten Besteuerungsgrenze zu liegen kommen, während, was Süddeutschland betrifft, daran zu erinnern sein wird, daß der Weinverbrauch der breiten Schichten der Bevölkerung sich zum weit überwiegenden Theile in einer niedrigeren Preislage bewegt, mithin steuerfrei bleiben würde. Selbst nach dem Urtheile der besten Sachkenner aus Süddeutschland beläuft sich der Antheil des Weines im Preise von 50 ℳ und mehr auf das Hektoliter an dem Massenverbrauch höchstens auf 20 Proc. Nach anderweiter sachkundiger Schätzung aber ist dieser Antheil gar nur auf 5 Proc. anzunehmen. Jedenfalls bleibt also auch bei der heutigen Besteuerungsgrenze der Weinverbrauch der breiten Schichten der Bevölkerung zum weitaus größten Theile steuerfrei. Es wird ferner aber nicht unerwogen bleiben dürfen, daß bei dem größten Theil der deutschen Bevölkerung der Wein überhaupt nicht Volksgetränk, sondern lediglich Genußmittel der wohlhabenden Minderheit ist. In mehr als fünf Sechsteln Deutschlands bilden Bier und Branntwein ausschließlich das Volksgetränk. Beide Getränke aber sind mit beträchtlichen Steuern belegt, der Branntwein sogar bis zum mehrfachen Betrage des Werthes des Rohproducts. Sie unterliegen zugleich auch in weiterem Maße der communalen Besteuerung, während der Weinverbrauch auch da, wo er lediglich den Wohlhabenderen möglich ist, überwiegend nicht zur communalen Besteuerung herangezogen werden darf und überdies durch die Herabsetzung des Eingangszolls infolge der Handelsverträge noch entlastet ist. Es würde daher mit den auf die Schonung der Steuerkraft der Minderwohlhabenden und auf die Vertheilung der Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit berechneten volksfreundlichen Steuerpolitik, welche im Reiche wie in Preußen planmäßig verfolgt wird, nicht vereinbar sein, wollte man den Wein, der für den weitaus größten Theil Deutschlands nur dem Verbrauche der wohlhabenden Minderheit dient, steuerfrei lassen oder vor der Wahl einer sachgemäßen Besteuerungsgrenze aus dem Grunde zurückschrecken, weil dadurch ein kleiner Bruchtheil des Consums der weinbauenden Landestheile zur Besteuerung herangezogen und so der Steuervorzug, welchen ihr Volksgetränk vor dem des größten Theiles der Nation genießt, zu einem geringen Theil beseitigt werden würde."

Daß die österreichische Regierung die Macht der **Jungczechen** zu brechen versucht, ist begreiflich, und daß sie sich neben der Verhängung des Ausnahmezustandes der Altczechen und Feudalen bedient, ist natürlich. Ihrem Bestreben gegenüber, die Altczechen wieder obenauf zu bringen, wird eingewendet, das böhmische Volk wolle von den Altczechen nichts mehr wissen, man könne Mumien auch mittelst elektrischen Stromes nicht mehr ins Leben rufen. Betrachtet man aber die Coulissenschiebungen seit dem Erlaß jener Verfügungen, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß thatsächlich auf die Schaffung einer starken Gruppe sogenannter gemäßigter Czechen hingearbeitet wird. Daß die Altczechenpartei seligen Andenkens nicht wiederkehren könne, darüber dürfte man sich allerdings ziemlich klar sein, aber man hofft in Böhmen wie anderswo, es werde gelingen, den radicalen Flügel der Jungczechenpartei, der unter der Führung Baschaty's steht und den ganzen Club terrorisirt, abzusprengen und aus dem verbleibenden Gros durch Verschmelzung mit den Resten der Altczechenpartei eine neue, sich in den Bahnen der Legalität und des politischen Anstandes haltende Partei zu bilden, welche dann zu dem feudalen Großgrundbesitz Böhmens in ein freundschaftliches politisches Verhältniß treten würde. Mit dieser neuen Partei soll dann die Durchführung des Ausgleiches nochmals versucht werden — selbstredend vergebens, da jede czechische Partei einschließlich der Feudalen auf dem Boden des böhmischen Staatsrechtes steht, während die Deutschen von diesem unbedingt nichts wissen wollen. Wie sehr die Staatsrechtsidee in die Köpfe der Czechen sich eingenistet hat, geht aus einer der neuesten Erklärungen des Bauernführers Stastny hervor, daß eine Conferenz von Vertretern sämmtlicher Stände in Böhmen einzuberufen wäre, um Schritte zur Erlangung des böhmischen Staatsrechtes einzuleiten; gerade Stastny hatte bis vor Kurzem gepredigt, die Jungczechen übersähen vor lauter unfruchtbarer Staatsrechtlerei die wichtigsten, nämlich die wirthschaftlichen Interessen Böhmens. Im grellen Gegensatze steht nur noch die czechische Socialdemokratie, welche die jungczechischen Bestrebungen bei jeder Gelegenheit als Thorheiten verlacht und mit Nachdruck betont, eine Hauptpflicht jedes verständigen Czechen sei, daß er Deutsch könne. Uebrigens dürften die Jungczechen wenig Ursache haben, mit dem Eindrucke ihres Manifestes zufrieden zu sein. Die vorliegenden Blätterstimmen heben übereinstimmend hervor, daß die Schwulstigkeit dieses Schriftstückes und seine Ueberfülle an allgemeinen Phrasen dasselbe jeder Wirkung berauben. Die Wiener officiösen Blätter und das klericale Wiener „Vaterland" ignoriren das Erscheinen des jungczechischen Manifestes vollständig und erwähnen desselben mit keiner Silbe. Die altczechischen Organe betonen gleichfalls die Phrasenhaftigkeit des Schriftstückes und weisen darauf hin, daß die Verfasser desselben sich vorwiegend in der Defensive bewegen. Nebenher lassen es die Altczechen auch nicht an ironischen Bemerkungen darüber fehlen, daß das Manifest in Leipzig gedruckt werden mußte, weil keine Prager Druckerei den Druck übernehmen wollte. Denselben Mangel an Muth, der da den jungczechischen Druckereien vorgeworfen wird, haben aber auch die altczechischen Officinen bekundet, denn auch sie ließen sich zur Drucklegung des Manifestes nicht bestimmen.

Der **ungarische** Ministerpräsident Wekerle ist, wie es scheint, unverrichteter Sache von Wien nach Pest zurückgekehrt. Es ist ihm, wie versichert wird, noch nicht gelungen, die Sanction des Kaisers zur Einbringung des Civilehegesetzes zu erhalten. Das Ministerium ist, wie Wekerle in der Beantwortung der Interpellation Polonyi bereits andeutete, entschlossen, sich zurückzuziehen, falls die kaiserliche Einwilligung nicht binnen Kurzem erfolgt. Die Redewendung Wekerle's, das Cabinet werde, was immer geschehen möge, seine Pflicht kennen, erhält jetzt eine bemerkenswerthe Ergänzung durch einen Artikel des officiösen „Pester Lloyd", der zwar die Gerüchte von einer bevorstehenden Ministerkrise in Abrede stellt, andererseits jedoch verkündet, die Regierung werde in die Verhandlung des nächstjährigen Budgets nicht eher eintreten, als bis sie die Vorlage betreffs der Civilehe auf den Tisch des Hauses niederlegen könne. Das heißt also, falls Ende October die Entscheidung noch aussteht, wolle das Cabinet abdanken. Man hofft in Pester liberalen Kreisen noch immer, daß die Krone vor Ablauf der ihr gestellten Präclusivfrist dem Entwurf zustimmen werde.

Die glanzvollen Festtage in **Innsbruck** sind vorbei, aber was übrig bleibt, ist weniger glänzend. Die Ultramontanen haben es fertig gebracht, daß des genialen Schöpfers des Andreas Hofer-Denkmals, dessen Enthüllung den Anlaß zu den Festlichkeiten wie zum Besuche des Kaisers selbst den Anlaß bot, bei den officiellen Veranstaltungen auch nicht mit einem einzigen Worte gedacht wurde; eine kleine internationale Gemeinde mußte an einem privaten Orte diese Pflicht gegen den heimgegangenen Natter nachholen. Und warum dieses verächtliche Ignoriren? Weil Natter es gewagt hatte, den Schweizern auch ihren Zwingli zu modelliren! Das Denkmal hat man zwar genommen und nach Gebühr bewundert, aber der Künstler wurde noch nach seinem Tode dafür bestraft, daß seine schöpferische Hand Umgang mit ketzerischem Marmor gepflogen. Eine andere Unannehmlichkeit verursachte das Auftreten der Wälschtiroler. Die Herren südlich vom Brenner bleiben vom Landtag fern, betheiligen sich nicht an der Tiroler Ausstellung und feiern seine Feste mit, aber den Weg zum Kaiser haben sie doch gefunden, um ihm ihr Verlangen nach Errichtung eines eigenen Kronlandes Trentino mit besonderer Verwaltung und besonderem Landtag vorzutragen. Ueber diese Forderung an sich ließe sich reden, allein die Herren haben seit Jahren zu deutlich gezeigt, auf was sie es mit ihrer Selbstverwaltung abgesehen haben: diese soll nur das Vorstadium einer italienischen Provinz sein. So lange die „Italianissimi" den Ton angeben, stehen die Trientiner in ihrem Streben nach Autonomie sich selbst im Wege. Der Kaiser hat der Deputation gleichwohl versprochen, seine Regierung werde den Fall „neuerlich studiren", aber man kann sich schon denken, wie lange die Lösung einer Frage dauern wird, die Graf Taaffe erst zu studiren anfängt. In österreichischen Kreisen wird die Antwort des Kaisers mit gemischten Gefühlen aufgenommen, da man vielfach eine einfache Abweisung der Autonomie-Forderung erwartete; im Trentino selbst aber hat sie keine Befriedigung hervorgerufen, da man dort recht gut weiß, daß das Versprechen des Studiums noch lange keine Erfüllung ist. So sind von den Innsbrucker Festen außer den Geschäftsleuten und Denjenigen, welche sich vollauf damit begnügen, wieder einmal den Kaiser gesehen zu haben, nur Wenige befriedigt.

In der **Schweiz** finden am 29. October die Gesammterneuerungswahlen für den Nationalrath statt. Die Vorbereitungen zu diesem Wahlfeldzug werden am rührigsten von der socialdemokratischen Partei betrieben. Während sie, im Bewußtsein ihrer Schwäche, sich bei früheren Wahlen an eine der kämpfenden Parteien anlehnte, um durch Secundantendienste etwas für sich selbst herauszuschlagen, fühlt sie sich — wohl hauptsächlich angeregt durch den unerwarteten Erfolg bei der Sammlung von Unterschriften für ihr das „Recht auf Arbeit" betreffendes Initiativbegehren — nunmehr stark genug, um selbstständig vorzugehen und in einer größeren Zahl von Wahlbezirken eigene Candidaten aufzustellen. In Verbindung mit dem Comité des Grütli-Vereins hat das Parteicomité auch bereits ein vollständiges Programm entworfen, auf welches die Candidaten sich verpflichten müssen. Dieses Programm enthält folgende Puncte: Recht auf Arbeit (wie es in dem bekannten Antrag präcisirt worden ist), obligatorische Berufsgenossenschaften, Kranken- und Unfallversicherung (allgemeine unentgeltliche Krankenpflege, Selbstverwaltung der Versicherten und möglichste Berücksichtigung der bestehenden freiwilligen Krankencassen), Tabakmonopol (Verwendung des Reinertrags für die unentgeltliche Krankenpflege), Banknotenmonopol (staatliche Bundesbank, Hypothekarreform), Verstaatlichung des Eisenbahnwesens auf dem Wege der Expropriation, vorher Abschaffung der Bahnvorrechte im Obligationenrecht und im Rechnungswesen (Maßregeln gegen die Willkürlichkeiten der Bahngesellschaften), Zündholzmonopol, staatlicher Getreidehandel, thunlichste Beschränkung der Militairausgaben (Demokratisirung des Wehrwesens), Ausbau der Volksschule (finanzielle Unterstützung der Cantone durch den Bund, Unentgeltlichkeit der Lehrmittel), Abschaffung der politischen Polizei, einheitliches Strafrecht, Wahl des Bundesrathes durch das Volk, demokratische Reform der Bundesverwaltung, Proportionalvertretung für den Nationalrath und erweiterte Gesetzesinitiative für das Volk. — Gegenwärtig sitzt im Nationalrath ein einziger Socialdemokrat, Polizeipräsident Vogelsanger in Zürich. Wie die Verhältnisse liegen, erscheint nicht nur die Wiederwahl Vogelsanger's gesichert, sondern es ist sogar vorauszusehen, daß er bei den bevorstehenden Wahlen einige Collegen erhalten wird. Man kann nicht leugnen, daß in der Schweiz die Socialdemokraten in den letzten Jahren bedeutend erstarkt sind und daß namentlich ihre Organisation große Fortschritte gemacht hat. Die bürgerlichen Parteien, die sich untereinander als Demokraten, Radicale, Liberale und Conservative befehden, würden gut thun, zu gemeinsamem Vorgehen gegen die vorwärts drängende Socialdemokratie sich zu verbinden.

Den Petersburger Zeitungsschreibern, die sich nicht damit begnügen wollten, ihre französischen Collegen anzubrüllen, sondern auch die Entsendung einer besonderen Vertretung zu den **Russenfesten in Frankreich** ankündigten, ist dieser kleine Verbrüderungsscherz von der Oberpreßverwaltung mit rauher Hand verdorben worden. Wie schon in der heutigen Morgenausgabe kurz berichtet worden ist, mischte sich diese mit unheimlicher Macht ausgestattete Behörde auf höhere Weisung in die Angelegenheit und lud die 23 Redacteure, von denen die Entsendung einer Abordnung nach Toulon und Paris geplant war, vor. Mit langen Gesichtern mußten sie vernehmen, daß sie keine Körperschaft darstellen und daß die Regierung nichts weniger wünsche, als Vertreter der Petersburger Presse in Toulon zu sehen. Sie sollten jede gemeinsame Betheiligung nur hübsch unterlassen und nicht besorgen, daß Rußland dort ohne sie nicht genügend vertreten sein würde. Das officielle Rußland werde schon für das Nöthige sorgen. In Paris wird dieser „Zwischenfall" um so ärgerlicher stimmen, als gleichzeitig bekannt wird, daß jetzt auch Herr von Mohrenheim seine Absicht, sich zum Empfange des russischen Geschwaders nach Toulon zu verfügen, aufgegeben hat, selbstverständlich gleichfalls auf höhere Weisung. Von dem erwarteten politischen Glanze der Toulonner Festtage bleibt, da sowohl der Präsident der Republik als auch der Vertreter des Zaren unter den Theilnehmern fehlen werden, sehr wenig übrig. Die Botschaftssecretaire v. Giers und Swetschin, sowie der Marine-Attaché Behr, die ihre Landsleute im Hafen von Toulon begrüßen werden, sind kein annähernd vollwichtiger Ersatz für den Botschafter selbst. Trotz alledem läßt der Barde Déroulède sich nicht aus seinem Tanmel wecken. Er singt in der letzten Nummer des „Figaro" die russischen Brüder herrlich an und entdeckt inmitten seines Entzückens an der Ostgrenze eine Meute eigenthümlicher Thiere, die nach seiner Darstellung zugleich Hyänen und Hunde sind und angesichts der russisch-französischen Umarmung in ein Wuthgeheul ausbrechen, und er ruft begeistert: Nitschevo, das

Feuilleton.

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau.

8] Von F. Klinck-Uhlersburg. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Foelke hätte nicht sagen können, daß ihre Gefühle für Wilhelm Liebe seien. Sie sah ihn gern kommen, und es gab manche Stunde, in welcher sie der Meinung war, daß eine Verbindung mit ihm sie aus mehr als einem Grunde beglücken werde. Vor allen Dingen waren seine Eltern ihr liebe Menschen, und sie auch seinen Geschwistern herzlich zugethan; er selbst wurde überall gern gesehen. Daß aber nur diese Vorzüge seither ihre Neigung für ihn genährt, glaubte sie in diesen wenigen Stunden ernsten Nachdenkens zu erkennen, nachdem sie die Möglichkeit erwogen, daß Wilhelm dem reichen Mädchen mit seinem Verstande entgegengekommen war, während sein Herz einer Anderen gehörte. Ein herber Zug um ihre Mundwinkel machte sich bemerkbar, und das Blut stieg noch einmal heiß in ihre Wangen, als sie, die Aufkammer verlassend, um an die Tagesarbeit zu gehen, den Kopf trotzig zurückwerfend, mit fester Stimme sagte:

„Ich werde vorsichtig sein. Um meines Geldes willen mag ich nicht genommen werden. Schade um den Wilhelm, wenn er zu Denen gehörte, die sich nicht schämen, von dem Gelde ihrer Frau eine Existenz sich zu gründen."

II.

„Wo ist der Bauer?" fragte Foelke den Kleinknecht, als es acht Uhr geworden war und sie den Vater noch immer nicht zu Gesicht bekommen hatte.

„In die Stadt gefahren", lautete die Antwort. Der verwunderte Blick, den sie auf den Kleinknecht warf, veranlaßte diesen zu einer weiteren Erklärung:

„Ich denke aufs Amtsgericht."

„Was — will — er — dort?"

In der zögernden Frage lag schon die Ahnung von Dem, was sich zutragen sollte.

„Anzeigen — von wegen dieser Nacht."

„Anzeigen? Wen?"

„Ich weiß nicht. Die Herren vom Amte sollen's herausbringen, wer die Pferde losgekoppelt. Gestern sind auch im Garten wieder sechs Stickbeerbüsche abgeschnitten. Der Bauer will's nicht mehr leiden."

Foelke war sehr erschrocken. Eine Fluth von Gedanken stürmte plötzlich auf sie ein, von welchen sie nur den einen klar erfaßte, daß das Vorgehen des Vaters höchst unangenehme Folgen haben werde. An einen derartigen Ausgang hatte sie nicht gedacht. Sie machte sich heftige Vorwürfe, daß sie den Vater allein gelassen und fruchtlosen Träumereien sich hingegeben hatte, während es ihr vielleicht möglich gewesen wäre, ihn von der Durchführung einer Absicht zurückzuhalten, die nur im Zorn entstanden sein konnte.

Mit Ungeduld erwartete sie die Heimkehr des Vaters. Träge und langsam schlichen die Stunden vorüber. Erst gegen Mittag hörte sie den leichten Jagdwagen herantrollen. Es war ihr kaum möglich dem Angekommenen entgegen zu gehen. Ehe sie noch einen Entschluß gefaßt, betrat dieser aber schon die Küche.

„Vater, wo seid Ihr gewesen?"

Der Bauer sah finster aus. Foelke glaubte, nie einen ähnlichen Gesichtsausdruck an ihm wahrgenommen zu haben.

„In der Stadt — auf dem Gericht", entgegnete er. „Ich habe Anzeige gemacht."

„Damit kriegen wir unsere Pferde nicht wieder."

„Freilich nicht, aber sie sollen doch einmal sehen, daß Uffe Atjes Meinhardt nicht alles mit sich aufstellen läßt. Werk gethan hat, mag seine Strafe bekommen."

„Was denkt Ihr, wer es gewesen ist, Vater?"

„Was weiß ich's? Leider Gottes giebt es der elenden Creaturen genug, die vor Neid und Mißgunst bersten und dem lieben Nächsten sein bischen Hausglück und Frieden nicht gönnen. Gestern Nachmittag haben sie uns auch wieder Beerensträucher im Garten abgeschnitten."

Einen Augenblick drängte es Foelke, ihrem Vater von dem, was sie am vorhergehenden Abend gehört und gesehen, Mittheilung zu machen, aber dann dachte sie, daß sie die Sache nur dadurch verschlimmern könne. Es war besser, sie wartete ab; vielleicht verlief sich die Geschichte noch im Sande. Wenn nicht, war es immer noch Zeit zum Reden.

Während der nächsten Tage herrschte im Meinhardischen Hause förmlich Gewitterschwüle. Nicht etwa, als ob es stiller hergegangen wäre als sonst. Die Art, wie jeder Mitbewohner desselben seine Arbeit zu verrichten gewohnt war, ließ kein Abweichen von einer Regel zu. Es ging immer am Schnürchen. Uffe Atjes aber war in einer Stimmung, wie man sie kaum je zuvor an ihm wahrgenommen, und ein Jeder im Hause hatte das Gefühl, als ob ein drohendes Unwetter im nächsten Augenblick über seinem Haupte sich entladen werde, weil er irgend etwas verbrochen habe.

Und doch war es nur eine Unzufriedenheit mit sich selbst, die den Bauern in eine so andauernd üble Laune versetzt hatte, daß die Kunst der Selbstbeherrschung ihm so ganz und gar abhanden gekommen war, und es ihm nicht einmal gelang, wenigstens der Tochter gegenüber ruhig zu erscheinen. Die kurzen Antworten, welche er derselben auf an ihn gerichtete Fragen gab, bewogen Foelke bald, dem Vater so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Uffe Atjes hatte sich — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben — von Jähzorn hinreißen lassen, als er in die Stadt gefahren war, um einen an ihm verübten Frevel zur Anzeige zu bringen. Sobald er ruhiger geworden, und das war nicht lange nachher gewesen, täuschte er sich nicht über die Unannehmlichkeiten, welche er sich durch den unternommenen Schritt bereitet. Vor allen Dingen war es der Gedanke an das Gerede unter den Leuten, dem er eine willkommene Nahrung gegeben, die ihn reinigte. Es wäre besser gewesen, er hätte die ganze Geschichte zu bemänteln versucht, wußte er doch nur zu gut, daß man ihm immer einen herzhaften Verdruß gönnte.

Etwa vierzehn Tage mochten seit dem Vorgange verflossen sein, als eines Tages der Briefbote das Meinhardische Haus betrat. Das war ein Ereigniß. Uffe Atjes ging neugierig auf ihn zu. Der Bote fragte nach der Mamsell, gab aber doch einen großen Brief an den Bauern ab.

„Königliches Amtsgericht zu St." stand deutlich auf dem Siegel.

Uffe Atjes erschrak, war jedoch besonnen genug, keinerlei Unruhe zu zeigen. Foelke hatte auf der Diele zu thun und würde nicht gleich kommen. So bot er dem Briefboten noch einen Trunk an, der dankbar angenommen wurde, und fragte, ohne irgendwelche Unruhe zu verrathen, ganz beiläufig nach diesem oder jenem.

Endlich war er allein. Seine Hand, welche den Brief hielt, den er aufmerksam betrachtete, zitterte. Was konnte der Brief enthalten? Nur unbestimmt kam ihm eine Ideenverbindung zwischen demselben und seiner Anzeige.

„Foelke!" rief er.

Die Tochter kam sofort herbei.

„Foelke, da — ein Schreiben für Dich, vom — vom Amtsgericht zu St."

„Für mich?"

Nur zögernd händigte er dem sichtlich überraschten Mädchen den Brief aus, aber — es mußte sein.

Foelke öffnete den Umschlag und faltete das darin enthaltene Blatt auseinander.

„Vater — eine Vorladung!" Sie steckte. Heiß stieg das Blut in ihr Gesicht. „Vater — ich soll — ich muß — aufs Gericht! Ach Gott!"

Sie war todtenbleich und setzte sich auf einen Stuhl am Tische nieder. Das Blatt entglitt ihrer Hand.

„Nun, so gieb doch einmal her", sagte Uffe Atjes gereizt, „Was willst Du auf dem Gericht?"

Er nahm das Blatt. Während er las, preßten seine dünnen Lippen sich fest aufeinander und die Brauen zogen sich finster zusammen. Das Schreiben war in der That eine Zeugen-Vorladung für Foelke. Was sollte sie bezeugen? Was hatte sie mit der ganzen Sache zu thun? Der Gedanke, daß seine Tochter als Zeugin vernommen werden sollte, ließ kalte Schweißtropfen vor seine Stirn treten. Er konnte sich nicht gleich besinnen, und nur ein instinctives Gefühl sagte ihm, daß er Foelke einen derartigen nicht antreten lassen wolle. Dieses Gefühl gab ihm einen Theil seiner verlorenen Fassung zurück.

„Sei ruhig, Foelke. Das hat gar nichts zu sagen. Du brauchst nicht aufs Gericht. Laß mich nur machen." Diese Worte übten ohne Zweifel eine beruhigende Wirkung auf Foelke aus. Sie sah zwar keine Möglichkeit, dieser gerichtlicherseits an sie ergangenen Aufforderung auszuweichen, aber sie war gewohnt, den Worten des Vaters unbedingten Glauben beizumessen. Er sah wohl klarer als sie.

Während die Tochter an ihre Arbeit ging, hatte Uffe Atjes sich in seinen Stuhl, der ihm in der letzten Zeit wiederholt zu einem wirklichen Sorgenstuhl geworden war, in der Ecke beim Herdfeuer niedergelassen, um in Ruhe nachzudenken und zu überlegen. Was ihm im ersten Schrecken eine unbestimmte Idee gewesen war, nahm alsbald Form an. Indem er sich des Amtsgerichtsrathes Gutmund erinnerte, war ihm zunächst der Gedanke gekommen, daß es ihm möglich sein werde, der Tochter und sich selbst eine große Unannehmlichkeit zu ersparen. Noch vor wenigen Jahren gehörte der „Amtsrichter" Gutmund zu den Gästen des Meinhardi'schen Hauses, die jeden Sommer wiederkehrten, um sich auf kürzere oder längere Zeit dessen vorzügliche Verpflegung gefallen zu lassen. Foelke war keine Freundin dieser amtsrichterlichen Besuche gewesen, welche für

SLUB
Wir führen Wissen.